

*Aus: Epitaph für das deutsche Judentum
Von Halle nach Jerusalem*

Kindheit und Jugend in Halle 1916 – 1933

Es war der 24. Mai 1924 und der „HTV 04“ feierte sein zwanzigjähriges Bestehen. Der Hallische Turnverein war ein jüdischer Sportverein, den mein Vater 1904 gegründet, oder mitbegründet hat und dessen führender Geist er zusammen mit seinem Freund Curt Lewin immer noch war. Knapp ein Jahrzehnt später sollte der HTV äußerst wichtig werden. Mein Vater blieb dem Verein treu bis zum Ende. Dieses Ende war für ihn und meine Mutter die Flucht nach England am 27. August 1939, vier Tage vor Ausbruch des Krieges. Zurückbleibende Juden saßen in einer Falle gefangen und ihr Ende war die Katastrophe.

Der 20. Jahrestag der Gründung wurde mit einem *Schauturnen gefeiert*, einer Vorführung sportlicher Fähigkeiten und turnerischen Könnens der Jugend für die Alten, wie Eltern – jedenfalls solche, die weniger sportlich waren als mein Vater, der selbst mitmachte - Onkels, Tanten und andere.

Da das Wetter an diesem Sonntagmorgen mild war, wurde das *Schauturnen* im Freien abgehalten, in einem Schulhof, der extra für diesen Anlass gemietet worden war. Ich habe noch das Foto, das damals gemacht wurde. Mein Vater, der ewige *Vorturner*, steht in der Mitte; hinter ihm Curt Lewin, sein Freund und ewiger Vorsitzender, der einzige im Anzug. Das Bild zeigt die Sportler in einer *Riege*, d.h. der Größe nach in einer Reihe aufgestellt, wie es deutscher Brauch war. Mein zwölfjähriger Bruder Ernst Alexander ist in der vordersten Reihe fast in der Mitte. Mein Bruder Wolfgang und ich stehen am Ende. Mit meinen acht Jahren war ich der Zweitjüngste, er mit sechs der Jüngste.

Für uns beide mit unseren sechs bzw. acht Jahren war das *Schauturnen* ein Riesenspaß, denn es endete auch noch mit der sehr seltenen Annehmlichkeit einer Taxifahrt nach Hause. Aber heute, mehr als 70 Jahre später frage ich mich: Warum nahm unser Vater seine junge Familie damals nicht einfach weg aus Deutschland? Selber noch jung, voller Energie und Ehrgeiz, stand er am Anfang einer vielversprechenden Karriere, bis sie 1933 abrupt abgebrochen wurde. Er wäre erfolgreich gewesen, hätte er rechtzeitig anderswo neu angefangen.

Warum fühle ich mich gezwungen – beinahe über Nacht – in meine längst begrabene deutsche Vergangenheit einzutauchen? Warum fühlt sich diese Vergangenheit wie eine Nahaufnahme im Film an, mit scheinbar lang vergessenen Bildern, sogar Namen, die in das Gedächtnis zurück fluten, zum Teil in den lebhaftesten Einzelheiten? Wenn ich mit diesen Memoiren fortfahre, werde ich diese Frage immer wieder stellen müssen oder – mit so viel Tiefe und Wahrhaftigkeit, deren ich fähig bin – zumindest gegen Ende. Eine Antwort dürfte sein, dass mich mein Alter einholt; doch das allein ist es nicht..

Im Februar 1993, nur ein paar Monate bevor ich anfing zu schreiben, kehrte ich für vier Tage nach Halle zurück, ins frühere Ostdeutschland, der Stadt, in der meine Vorfahren begraben sind, wo ich geboren und aufgewachsen bin, dem Ort, der einst meine Heimat war. Noch unter dem Eindruck dieser Rückkehr fing ich an zu schreiben. Es war meine erste Rückkehr nach 54 Jahren. (...)

Aber zurück zum HTV 04. In Deutschland gibt es keinen *Verein* ohne einen höheren Zweck. Wir im HTV 04 sangen über unseren Sinn und Zweck, denn wir gehörten der *Deutschen Turnerschaft* an, die ein Erkennungslied hatte – es war ihres, aber auch unseres –

in dem der Begriff *höheres Ziel* vorkam. Die Deutsche Turnerschaft war im 19. Jahrhundert gegründet worden, angeregt durch die *Turnphilosophie* von *Turnvater* Ludwig Jahn (1778-1852) im Gefolge der Niederlage Preußens durch Napoleon. Jahns höheres Ziel war deutscher Nationalismus, und dessen Ziel war – obwohl wir es damals nicht wahrhaben wollten, vergessen hatten oder glaubten, es spiele keine Rolle mehr – glühender Hass auf die Franzosen und rabiater Antisemitismus.

Unser eigenes höheres Ziel im HTV 04 war, wie bewiesen durch meinen Vater, als er den Nazi ohrfeigte, den Antisemitismus zu bekämpfen und körperliche Stärke als auch moralisches Durchhaltevermögen zu erlangen. Aus unserer Sicht war es ein guter Kampf für das *Deutschtum wie auch das Judentum*. Nur wenige von uns hatten von den Essays dieses Namens gehört, in denen der jüdische Philosoph Hermann Cohen eine Verwandtschaft zwischen dem „*Wesen*“ dieser beiden auf einer höheren philosophischen Ebene behauptete. Aber wir alle glaubten, auf einer etwas alltäglicheren Ebene, dass unser Kampf gleichermaßen dem *Deutschtum* wie dem *Judentum* galt, dass Antisemitismus ein Schandfleck für das „deutsche Wesen“ sei und deshalb undeutsch. Doch 1933 wurde der HTV 04 aus der Deutschen Turnerschaft ausgeschlossen: Ludwig Jahn hatte trotz allem gesiegt. (...)

Damals waren deutsche Juden gute Deutsche. Waren sie bessere Deutsche als die Deutschen, jedoch schlechtere Juden als die Juden? Diese weit verbreitete Ansicht ist – mit einer einzigen - allerdings sehr wichtigen Ausnahme – eine böse Unterstellung. Die Ausnahme war mangelnde Solidarität mit den osteuropäischen, insbesondere den polnischen Juden, für deren Bedeutung und Elend kein Verständnis aufgebracht wurde. Einige wenige große Denker, unter ihnen Hermann Cohen und Franz Rosenzweig, erkannten, dass sich das polnische Judentum eine jüdische Lebenskraft erhalten hatte, die das deutsche Judentum größtenteils verloren hatte. Das durchschnittliche Volk, z.B. die Juden in Halle, hatten eine eingeschränkte Sicht der Dinge. Sie selbst waren gesetzestreue Bürger - die glaubten, und damals traf das auch zu - in einem *Rechtsstaat* zu leben, einem Staat, dessen Grundlage das Recht war, während für die polnischen Juden der Staat immer schon ein Feind gewesen war und es auch blieb, sogar nach ihrer Flucht aus Polen nach Deutschland.

Meine, zugegeben, begrenzte Erfahrung war, dass diese Kluft zwischen deutschen und polnischen Juden nie überbrückt wurde. Aber ich wünschte, dass ich wenigstens einmal in meinem Leben – während meines schottischen Zwischenaufenthalts - so gehandelt hätte wie ein Jude, der Polen oder das zaristische Russland nie verließ, sich in jedem Staat verfolgt sah und alles ihm Mögliche aufgewandt hatte, seiner Familie das Überleben zu sichern.

Wie jüdisch waren die Juden von Halle? Der Historiker Simon Dubnow hat von der „Taufepidemie“ unter deutschen Juden geschrieben, vom Übertritt zum Christentum als, wie Heinrich Heine es ausdrückte, jüdische Eintrittskarte in die deutsche Gesellschaft. (Heine selbst war der größte dieser Konvertiten; ich sehe ihn als solchen, denn anders als die meisten anderen, blieb er sein Leben lang zerrissen über seinen Abfall.) Aber jene „Epidemie“ herrschte um 1800, war längst vorbei und zudem meistens auf große Städte und bekannte Intellektuelle beschränkt, zu denen, außer Heine Abraham Mendelssohn Bartholdy, der Vater von Felix gehörten und Heinrich Marx, der Vater von Karl. Beide ließen ihre Söhne taufen, um ihnen das Leben zu erleichtern, und sie selbst wurden auch getauft.

Doch Heines Taufe war nicht echt, und er bleibt mein Lieblingsdichter. Er schrieb schöne Gedichte wie z.B. *Prinzessin Sabbath*, das, ähnlich wie bei Marx, von Juden handelt

die wochentags ihren Geschäften mit Hosen aus zweiter Hand nachgehen, aber fügt dem, anders als Marx, hinzu, am Sabbath wird der Jude ein Mann.

Halle während des Nationalsozialismus 1933-1935

Es ist der 31. Januar 1933. Am Tag davor war Hitler an die Macht gekommen. Ich ging mit Jürgen Wenzlau, meinem besten Freund, zur Schule. (Er blieb mein bester Freund bis zum Ende, oder wie ich zeigen werden, bis beinahe zum Ende.) Unterwegs versuchte er mich zu trösten: „Das ist das Beste, was passieren konnte. Die Nazis verstehen es den Pöbel der Straße aufzuputschen, doch nicht ein Land zu regieren. In sechs Wochen sind die weg vom Fenster.“ Ich zitiere ihn nicht wortwörtlich, aber an das mit den sechs Wochen erinnere ich mich genau. Jürgen blieb ein Nazigegner bis zum Ende, wie die gesamte Familie Wenzlau, meine Freunde.

Doch er fiel an der russischen Front, im falschen Krieg kämpfend, oder mindestens auf der falschen Seite. Deutsche Juden machten einen Fehler bei der Beurteilung von Nazideutschland, der sie teuer zu stehen kam. Doch auch mein bester Jugendfreund machte den gleichen Fehler an diesem letzten Januartag 1933.

Jürgen war nicht der einzige auf meiner Seite an diesem Tag im *Stadtgymnasium*. Aber damals war mein Gymnasium weder für meine Familie noch für mich ein fremder Ort, oder gar ein feindlicher. Schon mein Vater war dort Schüler gewesen, und einige seiner Lehrer waren noch die meinigen. Wir drei Jungen gingen auf das *Stadtgymnasium*: Unseren Eltern wäre es im Traum nicht eingefallen uns woanders hinzuschicken.

In Schulen wie der unseren waren die Hauptfächer Latein und Griechisch, denen höchstens Mathematik und Deutsch an Wichtigkeit nahekamen, und ich war bereit diesen beiden Sprachen Respekt zu zollen. „Die Klassiker“, wurden traditionell hoch geachtet. Ich stehe noch heute hinter dieser Tradition, denn Schelling und Hegel gehören dazu – diese beiden Modernen, bei denen ich, Jahrzehnte später, am meisten nach Tiefe in der Philosophie suchte. (Habe ich in den späten 1950ern in Toronto die Einflüsse meiner Jugend wieder hervorgeholt? Oder hatte ich mich nie von ihnen entfernt?)

Einstmals war diese Tradition etwas Lebendiges, aber als wir das *Stadtgymnasium* besuchten, war seine Lebendigkeit fast ganz verloren gegangen, nicht allerdings die Hochachtung. Die Haltung der Schule war in etwa: Besser die Schüler schlucken die klassischen Sprachen so lange sie Schüler sind, Griechisch sowohl wie Latein, auch wenn sie sie einen Tag nach ihrer Entlassung vergessen. Mein älterer Bruder Alex, armer Kerl, schluckte sie bis er die Schule bei der ersten Gelegenheit mit sechzehn verließ. Wolfgang, mein jüngerer Bruder, auch keiner, den man abrichten konnte das Unverdauliche zu schlucken, fasste die neuerdings mögliche Alternative, das Unerhörte, den Schock für alle Traditionsbewussten – ins Auge und wählte tapfer statt Griechisch Französisch. Dass ich den Respekt nicht verlor, lag daran, dass ich Latein liebte. Doch als zwei Jahre später Griechisch kam, verlor ich meine Vorliebe für Rom. Es war, als hätte ich bereits von Hegel gelernt (von dem ich damals noch nicht mal gehört hatte), dass alles, was die Römer gut konnten, war tapfer zu sterben, und das hatten sie mit zum Tode verurteilten Verbrechern gemeinsam.

Seitdem hat für mich „Athen“ nie aufgehört „Jerusalem“ herauszufordern. Schon während der Oberschulzeit blieben nur wenige Römer mit Ausnahme von Cäsar Helden für mich. Einmal in einer Klassendiskussion schlug ich mich auf seine Seite, während die meisten meiner Mitschüler für Brutus waren. Ich tat das, weil Cäsar die aristokratischen

Privilegien abschaffen wollte, ein Freund des Volkes, also der Demokratie war. Die meisten meiner Klassenkameraden hielten wenig von Demokratie. Ob Cäsar auch „gut für die Juden“ war, diese Frage stellte ich mir damals nicht. Auch die Tatsache, dass Schelling Hebräisch beherrschte ebenso wie Latein und Griechisch, hätte mir damals wenig oder gar nichts bedeutet. Erst später bedeutete es mir sehr viel. Doch erst jetzt, da ich versuche meine acht Jahre am *Stadtgymnasium* zu rekapitulieren, frage ich: Was wäre eigentlich gewesen, wenn die klassischen Sprachen, die von der deutschen humanistischen Tradition - vom *Stadtgymnasium* - so verehrt wurden, wenn es drei statt nur der zwei gewesen wären, nämlich Hebräisch, Latein und Griechisch? Mein Kopf hält das nicht aus.

Für mich und meine Familie war meine Oberschule Heimat. Eines Tages berief der Direktor die Väter von Wolfgangs Klasse ein, weil es Verhaltensprobleme gegeben hatte. Mein Vater sprach redigewandt für die Jungen, in etwa so, Jungen seien eben Jungen, wie es die anderen Väter von ihm auch erwarteten. Der Direktor antwortete, dass es nur eine einzige Klasse in der jüngeren Vergangenheit gegeben habe, die genauso schlecht gewesen sei, nämlich die, in der sein anderer Sohn sei, und damit meinte er mich.

Rückkehr nach Halle

1993 kehrte ich nach Halle zurück. In meinem ersten Kapitel habe ich beschrieben, wie ich zum *Stadtgymnasium* ging, an Reinhard Heydrich erinnert wurde und einen Schock erlitt, der die Vergangenheit wie eine Nahaufnahme im Film zurückkehren ließ. Erst nach meiner Heimkehr nach Jerusalem, begann ich dann diese Memoiren. (...)

In der Zeit, in der Halle kommunistisch war, habe ich an die Stadt keinen Gedanken verloren, geschweige denn, dass ich dorthin zurückkehrte. (...)

Nur zwei weltberühmte Personen sind in Halle geboren, der andere war Georg Friedrich Händel. Unter den großen Komponisten der Welt war es nur Händel, der das nachbiblische Judentum liebte. (Vor unendlich vielen Jahren sangen wir in der Halleschen Synagoge eine Melodie aus „Judas Maccabaeus.“) Händel verbrachte den größten Teil seines Lebens in England, aber die Stadt war einst stolz auf seine Geburt, jedenfalls stolz genug, um sein Andenken mit einer Statue auf dem *Marktplatz* zu ehren.

Doch das war sehr lange her. 1942 konnte sich der Direktor der Berliner Propstei nicht erlauben Händels „Glorifizierung des Rachegottes Jahwe zu einer Zeit, da das Weltjudentum die Menschheit mobilisierte die arische Rasse auszulöschen“, zu spielen und noch 1944 „übersetzte“ ein gewisser Joseph Klöcking, der immer noch an den Nazisieg glaubte, Händels Israel in Ägypten mit *Sieg in Walstatt*.

1998 war ich noch einmal in Halle, um eine zweite Vorlesung zu geben, dieses mal lang genug, um zum *Marktplatz* zu gehen. Nicht die anderen *Sehenswürdigkeiten* wie die Marienkirche oder den Roten Turm wollte ich wiedersehen, nur die Händelstatue. Die Nazis hätten ja getan haben können, was sie in Leipzig mit Mendelssohn gemacht hatten, die Statue zerschmettern; doch die Händelstatue steht immer noch da.

*Übersetzung: Erika Wielebinski
Halle, im Juli 2011*